

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 8 (1904-1905)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Nach Palermo : mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen  
**Autor:** Oppeln-Bronikowski, Friedrich von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664431>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„Nichts, Sie können ihn haben, wenn Sie ihn wünschen.“

„Gewiß, er gehört mir, und ich werde ein Verdeck für meinen Gemüsegarten daraus herstellen.“

Damit ging er von dannen. Ich rief ihm noch nach: „Sie hat mir noch ihr altes Pferd und zwei Hunde hinterlassen. Wünschen Sie die auch?“ Er blieb etwas verdutzt stehen: „O nein, was sollte ich damit wohl anfangen? Verfügen Sie darüber nach Belieben!“ Dabei lachte er, dann ergriff er mich bei der Hand und drückte sie. „Wie meinen Sie? Arzt und Apotheker derselben Gegend werden doch nicht Feinde sein?“

Ich habe die Hunde zu mir in Obhut genommen. Der Priester, der sehr großmütig ist, hat das Pferd übernommen, und der Wagen dient den Chouquets als Verdeck. Mit dem Gelde hat er fünf Eisenbahnbölligationen gekauft.

Dies ist das einzige Beispiel tiefer Liebe, das ich in meinem Leben kennen gelernt habe.“ Der Arzt schwieg.

Die Marquise, die Tränen in den Augen hatte, seufzte: „Wirklich, nur die Frauen verstehen wahrhaft zu lieben.“

---

## Nach Palermo.

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

„Addio, mia bella Napoli!“ — Wie oft habe ich die wehmütigen Klänge dieses Volksliedes im letzten Sommer gehört und selbst nachgesungen! Und doch erst jetzt, beim eigenen Abschied, glaube ich es wirklich: „Addio, ti lasciar c'è morir!“ Ein Stück seines Herzens läßt man an diesem blauen Golf zurück, und so ist der Abschied auch ein Stück Tod. Das liebliche Baja, das feierlich ernste Capri mit seinen schroffen Profilen, die üppige Fruchtebene von Sorrent, die weißschimmernden Häuserfischeln von Amalfi und Salerno mit ihren ragenden Kastellen, die feingeschwungenen Sandbuchten von Maiori und Minori mit den hängenden Orangengärten darüber, die weihevolle Stille der Dorischen Tempelruinen von Paestum mit dem kreisenden Fluge der Raben, das Wunder des wieder auferstandenen Pompeji mit seinen Tempeln und Gerichtshallen, seinen Märkten und Häusern, Theatern und Bäderanlagen — dies und alle anderen Schönheiten der Golfe von Neapel und Salerno treten doch vor dem einzigen Blicke von der Terasse des Bertolinischen Palasthotels zurück. Die Größe dieser Landschaft liegt nicht in der Meerbläue und den schimmernden Segeln, nicht in dem bunten Aufbau des Häusergewirrs, noch überhaupt in den Farben und Affekten, sondern im Stil ihrer Linien. Mit welch majestätischer Großzügigkeit entsteigt dem Meer die Feueresse des Vesuv, mit den goldigen Wölkchen darüber! Und vor diesem Hintergrunde, wie edel geschweift ist die Quailinie der Neustadt, die bereits in eine weitausholende Licherfette übergeht und in den stumpfen Schatten des Castell del Novo aus-

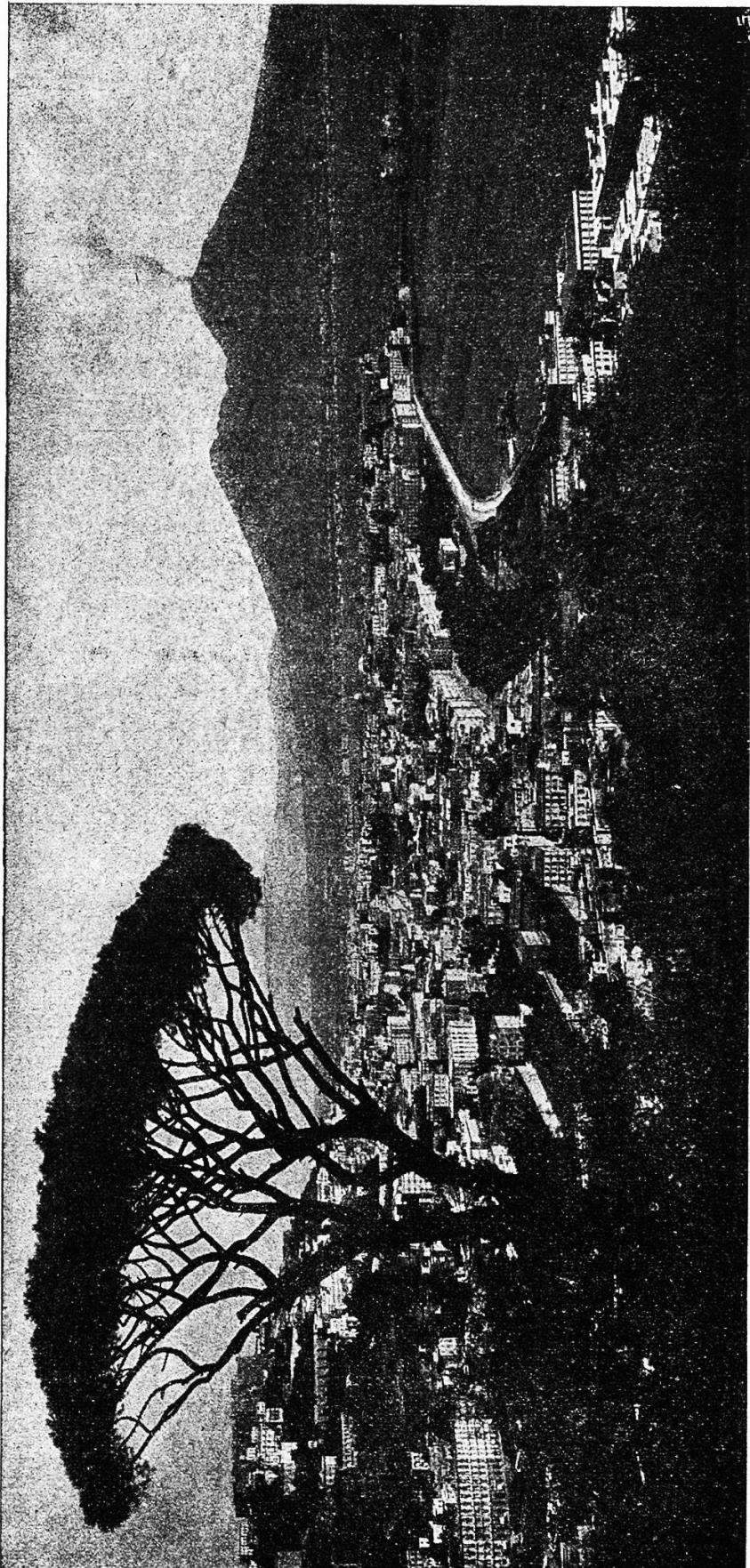
läuft. In violetten Umrissen lagert die rätselhafte Sphinxgestalt von Capriam goldenen Abendhimmel, und getragen bringt das Ave Maria der Glockentürme herauf, ein Abschiedsgruß an die scheidende Sonne. „Addio, mia bella Napoli!“ . . .

Das Gepäck wird aufgeladen, und mit langem, gedehnten „Ah! ah!“ faust die Carozzelle über das holperige Cyclopenspflaster Neapels. In scharfen Biegungen wird das Kokett aufgeschirrte Pferdchen um Straßenkreuzungen herumgeworfen

und an anderen Gefährten vorbei in die enge und steile

Via Chiaja hineinbugsiert. Man wundert sich selbst, daß man noch nirgends entgleist, zerstießt oder aus dem hohen, unbequemen Sitz herausgefallen ist. Man wundert sich auch über die äußerst spärliche Beleuchtung der Häuser. Ganze Quartiere verraten

ihr Dasein nur durch die Straßenlaternen. Nur die Geschäftsstraße, durch die wir fahren, ist belebt und erhellt durch die vielen offenen Läden. Blumen-



Neapel, vom Fossillo aus gesehen.

verkäufer suchen den welken Rest ihrer Ware noch loszuschlagen. Finster ragt rechts die riesige Masse des Castell Nuovo in die Nacht, dann kommt der Hafen mit seinem Gewirr von Masten und Lichtern, deren bunte Reflexe im Wasser spielen. Von fern ertönt das dumpfe Heulen großer Dampfer durch die Nachtluft; eine kühle Seebrise, mit Fisch- und Teergeruch vermischt, streicht durch das Tafelwerk der aufgereihten Schiffsleiber. Lange Speicher und Packhäuser gleiten gestaltlos vorüber. Endlich entsteht Helle; ein weißer Schiffsrumpf mit rauchenden Schloten enttaucht dem Dunkel, und über die schmale Brücke drängt ein Schwarm von Passagieren und Gepäckträgern. So tief und groß der Hafen von Neapel ist, so dürfen doch nur wenige Schiffe am Hafen anlegen, so will es die Camorra, die unter dem Schiffervolk ihre Haupt-Anhängerschaft hat; und fast alle großen Dampfer liegen weit draußen vor Anker, ja, wenn sie zur Löschung oder zum Einnehmen der Ladung am Quai gelegen haben, so fahren sie, bevor sie Passagiere aufnehmen, eigens hinaus, damit den *Barcajouli* der unverschämte Fahrpreis für das Anboten ja nicht entgeht. Legt ein Lloydsschiff einmal wirklich am Quai an, so kostet ihm dieser Luxus mehrere hundert Franken, die dann auf den Fahrpreis aufgeschlagen werden, so daß der Reisende die Camorristeuer indirekt bezahlt; nur braucht er sich dann, besonders, wenn er der Sprache des Landes unkundig ist, nicht mit den Schiffen um den Preis zu zanken. Dabei ist der Lloyd entweder Besitzer oder Großaktionär fast aller neapolitanischen Schiffe. Nur die Marktschiffe nach Capri und Ischia, die einer italienischen Gesellschaft gehören, und die Schiffe der mächtigen Navigazione Generale (Florio und Rubattino) dürfen — ich weiß nicht für welche Leistung — stets am Quai anlegen. So genießen wir diesen Vorteil jetzt auch. Es ist ein großes, elegantes Schiff mit sauberen Kabinen. Ein geringes Trinkgeld sichert uns eine solche für uns allein. Pünktlich werden die Anker gelichtet, und bald ist die äußere Mole, an der ein paar Kriegsschiffe ankern, passiert. Gespenstisch ragt die erleuchtete Glaskuppel der Galerie Umberto aus dem dunklen Häuserrund auf. Die Berge, an denen Neapel emporklettert, kommen in leuchtenden Umrissen zum Vorschein; große Lichtketten spannen sich nach dem Posilipp und Sant' Elmo herauf, die einzelnen Goldfunken bald dicht aneinander gerückt, bald in gleichmäßigen Abständen aufgereiht, bald zu großen Juwelen zusammengefaßt, ein phantastisches Durcheinander von Linien und Gruppen, wie ein Exerzierplatz von Sternen. Wie ein übergroßer, blutroter Mars funkelt der Rubin des Leuchtturms; die Glaskuppel blinkt trüb, wie eine im Nebel aufgehende Mondscheibe. Ganz rechts, wo die Lichter der langen Küstenlinie sich allmählich ins Dunkel verlaufen, zuckt ein ungewisser Schein über dem Vesuv, und links gegenüber macht sich inmitten des Dunkels der Leuchtturm von Cap Misenum mit seinem intermittierenden Lichte bemerkbar, wie eine in regelmäßigen Abständen abgefeuerte Kanone. Ein strammer Süd segte über das Deck. Die Lichter von Neapel schwimmen nur noch wie eine große Goldkette auf der Tiefe; dann flackern noch einmal die spärlichen Frühlichter von Capri auf, ein

großer Faro wirft seinen langen Lichtstreifen auf die bewegte Flut, und hinaus geht es ins Leere und Unsichtbare, ins Reich der Ungeborenen. Das müde Haupt sucht auf dem sargschmalen Kissen der Schiffsskoje seine Ruhe, trotz dem Stampfen der Maschine und eintönigen Glockenzeichen. Ein anderes Bild bringt die dämmernde Frühe. Steilufer in veilchenblauen Farben entsteigen den freudig daherwallenden Fluten. Die Bucht von Palermo tut sich auf; Kirchtürme stechen spitz aus dem milchblauen Nebelflor hervor, der über der Stadt klebt, und die Hafenmauern schimmern im Morgenrot. Ringsum ein Kranz kahler Berghäupter, rechts der edel gebildete Monte Pellegrino, in der Mitte der spitze Zuckerhut des Topsbergs (Monte Cuccio) und ganz links, weit vorspringend, der Monte Catalfano, hinter dem noch ein zweites zackiges Kap in leisem Dufte aufdämmert.

Eine reinliche, moderne Stadt, mit zwei sich im Zentrum kreuzenden Hauptstraßen, auf denen reges Leben herrscht und viele elegante Coupés mit ausgesuchten schönen Pferden und schwarzäugigen, diamantenblitzenden Insassen allabendlich Corso fahren, im Winter hinaus bis zu den schönen, modernen Parkanlagen des Giardino Inglese, im Sommer am Wasser längs der unvergleichlichen Quaianlage bis zu dem im Rokokostil angelegten Stadtpark mit seinen geradlinigen Alleen und seinen farbenprächtigen Goldfasanen, deren Leuchtkraft von der der Gartenhüter freilich noch übertrffen wird; ihr feuerroter Rock, die

kornblumenblaue Mütze und dunkelblaue Hose mit schwefelgelben Borden stechen sogar unsere Gardesoldaten aus.

An einem zur Seite des Quais ausladenden Platz ließ man

„Piazza della



Äußeres der Martorana (San Giovanni)

Kalsa“. Woher dies unitalienische K? El Kalisa, die Reine, hieß die Stadtgegend zur Araberzeit. Sie macht ihrem Namen noch heute Ehre. Arabisch ist auch der alte Name der Hauptstraße: Via Cassaro, nach Alkassar, der

„Burg“, dem noch jetzt stehenden Königsschloß, zu dem sie führt. Jetzt hat man sie behördlich umgetauft, dieweil in keiner italienischen Stadt ein Corso Vittorio Emanuele, eine Via Garibaldi und Venti Settembre, ein Corso dei Mille und eine Piazza del Risorgimento fehlen dürfen. Aber im Volksmunde lebt der alte arabische Name fort.

Bald wähnen wir uns selbst im Morgenlande. Auf einer Terrasse ragen zwei würfelartige Sarazenenbauten auf mit Spitzbogenfenstern und rotbemalten nackten Kuppeln, die kleinere noch mit ringsumlaufendem arabischen Zinnfries gekrönt, und mitten zwischen beiden ein zierlicher Glockenturm mit säulengetragenen offenen Fenstern, in mehreren nach oben verjüngten Stockwerken. Auch er trug eine morgenländische Kuppel, die aber einem Erdbeben zum Opfer gefallen ist. Was die Natur verschonte, haben Menschenhände vollendet. Der zierliche Bau der Martorana — so heißt die Kirche zur Linken nach der Stifterin des Klosters, dessen Nonnen sie erweitert und dadurch verdorben haben — wird jetzt durch eine widerliche Barockgeschwulst verunziert, die mitten zwischen Turm und Kirche, da, wo einst der stilvolle alte Porticus stand, herausquillt. Ein noch traurigeres Bild gewährt das Innere. Von den drei Apsiden, dem Symbol der Trinität, fiel die mittlere der Verschönerungswut zum Opfer; an ihre Stelle trat ein überladener Barockaltar, auf dem sich ein proßiges Ciborium aus Lapislazuli spreizt, während die Wände von schwülstigen Marmorornamenten überwuchert sind, die wie Zuckerguß auf Pfefferkuchen wirken; und wo einst die alte Vorhalle stand, haben Narrenhände die Wände und Wölbungen mit süßlichen Rokoko Fresken beschmiert und die beiden Mosaikbilder, die dereinst die Fassade schmückten, mit unendlicher Roheit „renoviert“. Der feine Greisenkopf des Großadmirals Georgios Antiochenos, des Erbauers der Kirche, der ihr Modell einer byzantinischen, feusich verschleierten Jungfrau Maria fußfällig überreicht (die Kirche hieß auch darum ursprünglich Santa Maria del Ammiraglio), guckt jetzt nach Schildkrötenart aus einem unförmigen Klumpen von Leib heraus und erregt so mitleidiges Lächeln. Das Gegenstück ist König Roger der Normanne, von Christus gekrönt, ein Porträtkopf mit rotem Spitzbart, blauem, goldgesticktem Kleid und Mantel, einer über der Brust gekreuzten goldenen Stola und rosenroten Schuhen, den Insignien der Königs- würde, die durch seinen Erbnachfolger Heinrich VI von Hohenstaufen zum Krönungsornat des Kaisers erhoben wurden und sich noch heute in Wien unter den Reichskleinodien befinden.

Da Kloster und Kirche jetzt Nationalmonument sind, ist die Regierung dabei, alle späteren Anbauten zu beseitigen. Die alte Apsis ist durch ein Holzmodell einstweilen wiederhergestellt, so daß der stilwidrige Barockaltar den Blicken nicht mehr wehtun kann; auch die alte Wandbekleidung von Marmorfeldern mit Kreuzen und Säumen von Cosmatenwerk ist hier und dort durch bunte Zeichnung wieder angedeutet, und die Marmorintarsien der alten Altarschränke, die man in Bruchstücken aus den Kellern hervorgezogen hat, helfen

der Phantasie zur Vervollkommenung des stimmungsvollen Bildes. Manches hat sich ja auch erhalten: die byzantinische Quadratanlage mit der Kuppel, die antiken Säulen mit vergoldeten Kapitälern, und über den sarazениschen Spitzbögen der goldglänzende Mosaikhimmel, aus dessen Ätherglanz ernste Evangelisten mit Heiligenchein und Büchern herabblicken. Selbst in dieser formenstarren, abstrakten Mosaikkunst,

aus der alles Mensch-

liche verwiesen scheint, grüßt uns noch ein Hauch griechischen Geistes; nur die Verkürzung der Engel in der Kuppel wirkt komisch, wie die Schildkröte mit dem Menschenhaupt. Das kleinere Heiligtum,

San Cataldo, bildet die architektonische Ergänzung zu

der verhunzten Schwesterkirche. Es ist in seinen Bauformen unberührt; dafür aber ist vom Mosaik-

schmuck und der Wandbekleidung kein Steinchen mehr erhalten. Zur Bourbonenzeit war hier ein — Postamt eingerichtet, und erst seit Garibaldis Landung bei Marsala und dem Umschwung der Verhältnisse vollzog der Staat das Amt, die Krämer und Wechsler aus dem Tempel zu treiben.

Man pflegt seit dem Einsturz des Glockenturms von San Marco auch über die heutige Denkmalspflege wegwerfend zu urteilen, aber man bedenke auch, welch eine schwere Last der Regierung durch diese Fülle von Bauten erwachsen ist! Nicht ideale Maßstäbe darf man hier anlegen, sondern mit dem Möglichen und Bezahlbaren muß man rechnen.

Alles kann ja nicht gerettet werden, und es kommt darauf auch gar nicht an, wenngleich einem manchmal das Herz blutet ob all dieser Verkommenheit. Da liegt z. B. ein Stück vor der Porta Nuova eines jener maurischen Lust-



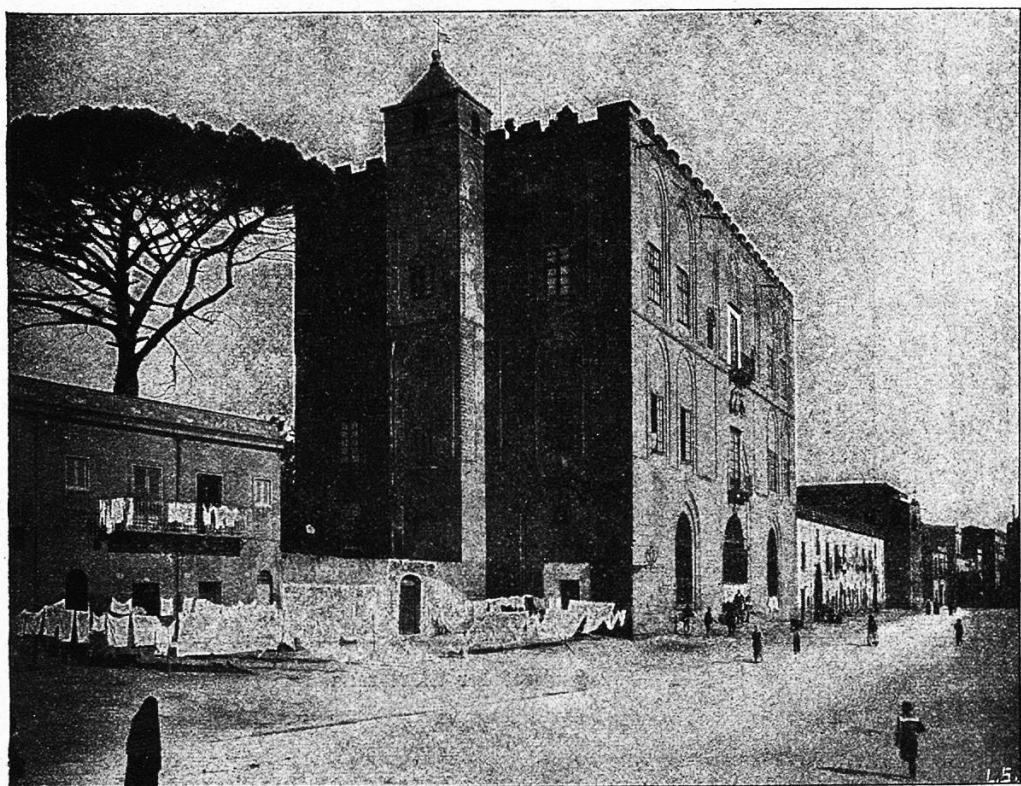
Innernes der Martorana.

schlösser, die sich einst um die Stadt schlängen, „wie das Halsband, das den schönen Hals eines jungen Mädchens umschlingt“, um mit einem arabischen Reisenden zu reden. Wie gern sähe man eines jener Denkmäler orientalischer Baupracht und Gartenkunst unversehrt vor Augen! Aber man muß sich in Palermo alles Gute, wie bei den geschilderten Kirchen, aus dem Minderwertigen herausklären, wie die Rosinen aus dem Kuchen. Die Zisa — so heißt jenes arabische, von den Normannen restaurierte Lustschloß — ist in ihrer Gesamtanlage freilich noch gut erhalten, ein sauberer Steinbau, durch Gesimse und hohe Spitzbogenfenster malerisch gegliedert. Nur in den hohen Torbögen ist ein Rundbogen mit einem Balkon roh eingespannt, und ein paar Fenster sind in die Mauern gebrochen, ein paar jener zierlichen arabischen Säulchen, die die Fenster teilen, als unbequem ausgebrochen. Trauriger sieht es in dem Brunnenhause des Einganges aus, wo unter einem phantastischen Honigzellengewölbe ein Duell, von Wasserpflanzen umrahmt, über Marmorstufen sprudelt. Noch im Jahre 1626 befand sich davor ein prächtiger Fischteich, den er speiste. Jetzt

gähnt hier

nur ein  
wüster Platz  
mit ärmli-  
chen Häu-  
fern und  
einer Barock-  
kirche. Wie  
mag es erst  
im Inneren  
aussehen?

Man tut  
besser, nicht  
hineinzu-  
blicken in  
das schmutz-  
starrende  
Elend, wozu  
die fläßli-



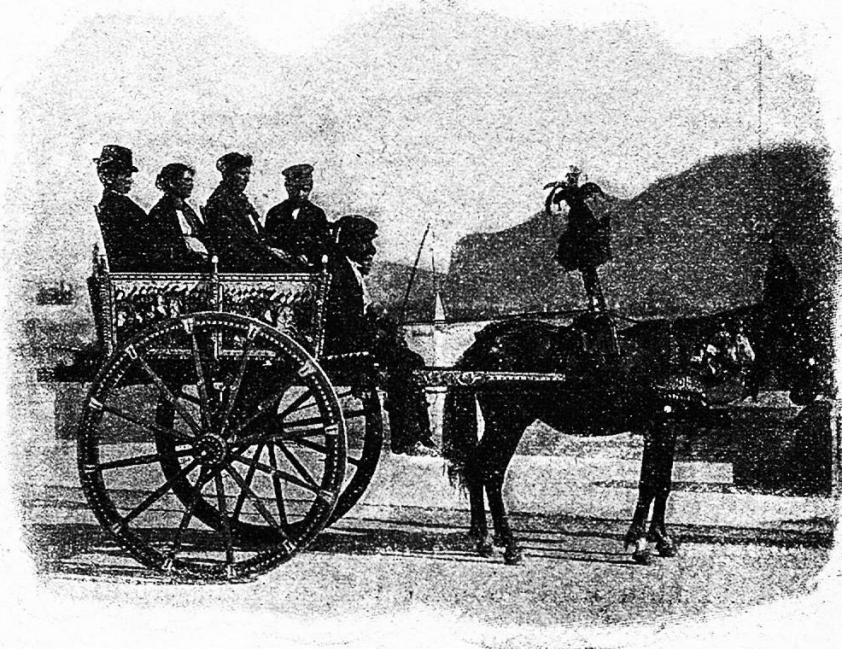
La Zisa.

L.S.

chen Baracken der Vorstadt, an denen uns der Heimweg vorbeiführt, einen beredten Kommentar geben. In jeder dieser Höhlen haust eine kinderreiche Familie. Die Matratzen des Ehebettes werden tagsüber aufgerollt, und das blanke Tischbrett, auf dem sie liegen, dient den Kindern und Hühnern zum Sitz, den Erwachsenen zum Arbeits- und Esstisch, für den sonst kein Raum übrig wäre. Oft zieht auch noch die Balkenlage eines Hängebodens durch das niedrige, derart in Läden und Schlafzimmer geteilte Gefäß. Auf den Schwellen und vor den Türen schmort auf tönnernen oder eisernen Herden ein lärgliches

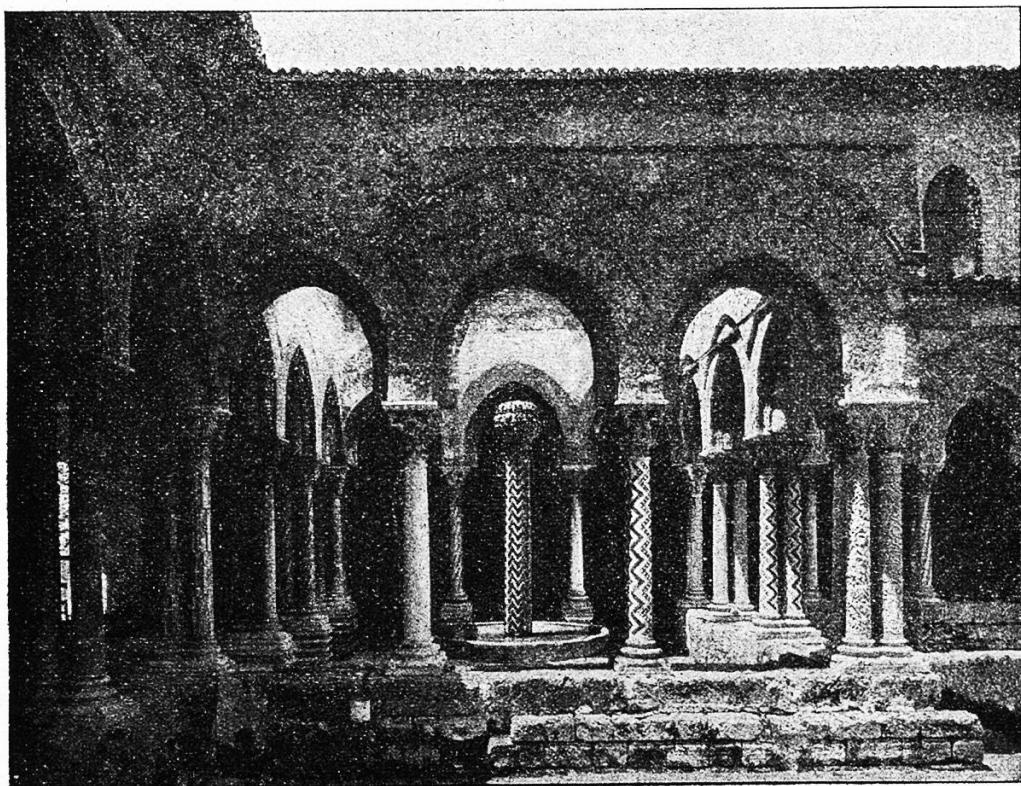
Mahl. Die Geräte sind dieselben, wie in jeder etruskischen Buccerosammlung. Winzige mausgraue Eselchen, mit schwermütigen Augen und zotteligem Fell, in dem die Motten zu hausen scheinen, ziehen grell bemalte und ganz mit Schnitzwerk überdeckte zwei räderige Karren, von homerischer Konstruktion, deren Gebälk in Drachen- und Menschenköpfe ausläuft, während die Außenseiten des Wagenkastens in bunten Bildern prangen. Da sieht man, von Volksmalerhand komponiert, einen „General, der den Tod der Niederlage vorzieht“, oder „zechende Spanier“ und daneben ganz folgerecht einen „Streit der Spanier im Wirtshaus“ — lauter Reminiszenzen an die Tage der spanischen Zwingherrschaft, die im Bewußtsein des Volkes noch nachdämmern. Das Geschirr hingegen ist vollständig türkisch, ein riesiger hunder Federbusch, ein Kummet mit kleinen Spiegeln und reichen, bunten Tressen, die über das ganze Geschirr hin fortwuchern, oft auch ein Besatz von vielen kleinen Messingschellen oder ein aus dem Kummet kunstvoll aufblühender Schellenbaum. Dergleichen führt einen in Gedanken wieder auf die Märchen von Tausend und eine Nacht zurück, deren zerstörten Schauplatz wir eben verließen.

Die Reste der alten Königsburg gleichen der Bisa sehr, und sie enthalten im Innern zwei neue Schäze zur Vollkommenung jenes berückenden Traumbildes, ein Prunkgemach mit Marmorinfrustationen und Mosaiken, die Bogenschützen und Pfaulen auf goldenem Grunde darstellen, und vor allem jene goldschimmernde orientalische Palastkapelle, einen byzantinischen Kuppelbau, mit romanischen Längsschiffen verknüpft, auf deren Säulen sarazenische Spitzbögen eine arabische Holzdecke von phantastischer Schönheit tragen. Arabische und lateinische Inschriften vervollständigen das Bild dieses stimmungsvollen Stilkonglomerats. Das unenbeherrliche Seitenstück dazu bildet der Kreuzgang von Monreale mit seinen vielhundert schlanken, mosaizierten Säulen, jedes mit unerschöpflicher Improvisationslust auf seine besondere Weise geschmückt und gewunden und aus dem Kapitell phantastische Tiergestalten, Pflanzenornamente, radschlagende Robolde, normannische Bogenschützen und figurenreiche biblische Geschichten hervortreibend. Hier fand das Auge des Mönches den bildlichen Abglanz seiner frommen Lektüre, von der er sich in diesem Wandergang er-



Sizilianischer Karren.

holte, Simsons Blendung, den Kindermord in Bethlehem und die ganze alt- und neutestamentliche biblische Geschichte en miniature, teils überaus naiv behandelt; und paradiesisch rauscht zuletzt jener maurische Marmorbrunnen mit dem ge-



Der Kreuzgang von Monreale.

musterten Regel inmitten des Beckens, in dessen Röhle es sich an schwülen Sommertagen so lieblich träumen lässt.

Was man heute von dem Kreuzgang erblickt, ist selbst nur ein Traum. Man sollte ihn im Lenz in einer Mondnacht besuchen, wenn die Luft voll Orangenduft hängt und das verklärende Silberlicht die Runzeln der Zeit aus dem alten Gemäuer tilgt. Dann wandeln sie wieder einher, jene ernsten Mönchsgestalten, die dem Traume des Lebens entsagt haben, fern von ihrer Heimat im hohen Norden, wo jetzt Odins wilde Jagd im Lenzsturm über düstere Eibenhöhe dahinbraust . . . Oder denken sie vielleicht auch zurück an die Wunder des Orients, an die Mühsale und Greuel der Kreuzzfahrt, an Sarazenschlachten und die Eroberung der heiligen Stadt? . . . Nun liegt das alles dahinter, ein abgeschlossenes Ganzes in gewaltigen Einzelszenen, ganz wie die langen Mosaikreihen in den Schiffen des Domes, die die Natur- und Heilsgeschichte vom Anfang der Welt bis zum jüngsten Gericht umspannen.

In einem Lande wie Sizilien sind solche Gefühlskreuzungen ebenso wachstümlich, wie die phantastischen Stilmischungen von Rassen und Kulturen. Sie sind ihre einfache Folgerung. Dieser Stein vor der Fußspitze Italiens ist durch das Mittelmeer wie ein Spielball herumgekollert. Hellas und Karthago, Normannen und Araber, Römer und Spanier, Schwaben und Aragonier, Engländer

und Italiener — alle haben das Land nach der Reihe besessen, und jeder hat seines Blutes, seines Glaubens und Stils lebendige Spuren im Volkscharakter und im Lände zurückgelassen. Und keiner hat sich auf die Dauer darin behauptet. Kinder der Sonne, der Luft und des Augenblickes, haben seine Bewohner sich jedem fremden Tyrannen gebeugt, und jeder ist schließlich an ihrer unverwüstlichen Leichtlebigkeit abgeglitten.

„Die fremden Groberer kommen und gehen,  
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.“

Es gibt Gräber, deren Besuch man nie mehr vergisst. Der Hauch des Schicksals, der Geist versunkener Zeiten, der Odem menschlicher Großheit weht einem von ihnen entgegen. Man fühlt dies in Palermo. In dem alten Normannendom, dessen Inneres zur Pfeilerbasilika modernisiert ist und mit seinen grauen, gedämpften Wänden, seinen stillen, gewaltigen Verhältnissen keinen Sinn aufs äußerliche, auffällige ablenkt, ruhen in majestätischen Porphyr-sarkophagen unter tempelartigen Baldachinen der Normannenkönig Roger und seine Tochter Constanze, die Gattin seines Erben, des Hohenstaufen Heinrichs VI., und neben diesem sein Sohn, der gewaltige Friedrich II. mit seiner ersten Gemahlin, Constanze von Aragon. Wie ein Mantel des Schweigens breitet sich der graue Gesamtton der Wände um diese Ruhestätte menschlicher Hoheit. Jedes Bild würde neben den Riesenfresken der Geschichte klein erscheinen. Nur die Phantasie hat ein Recht, die grauen Wände für einen

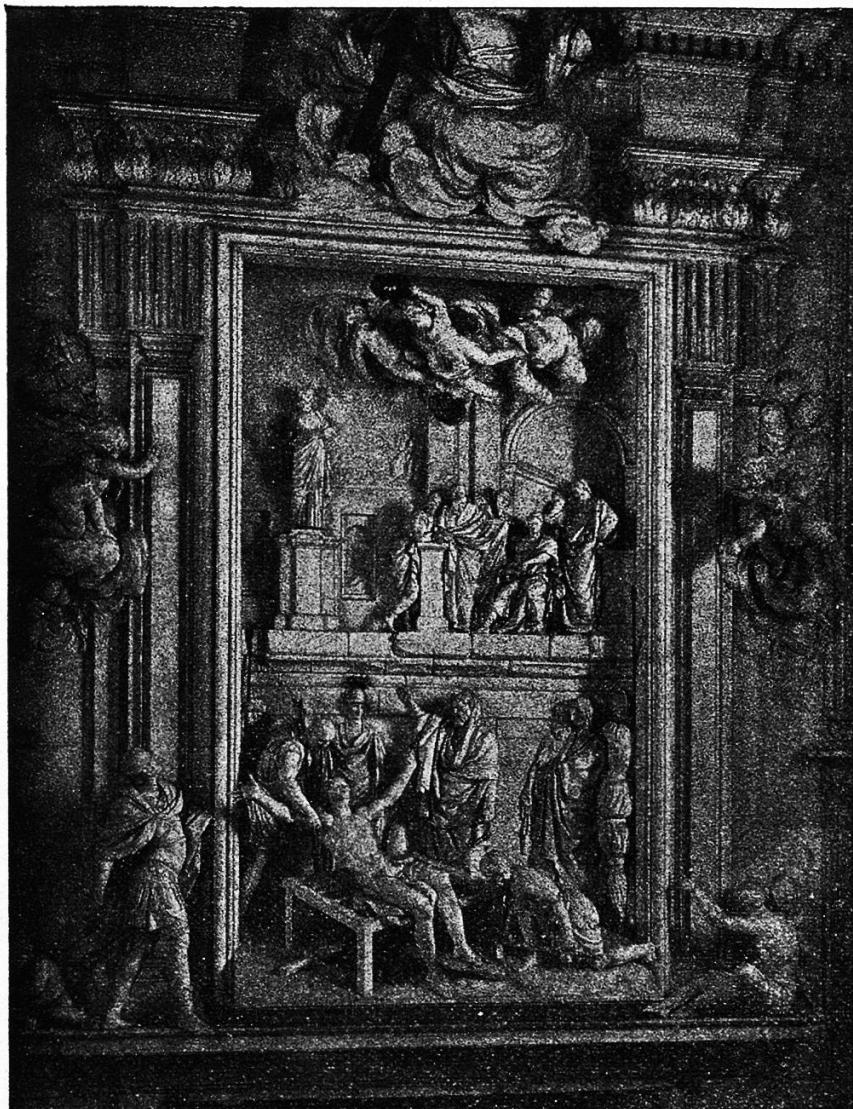
Augenblick mit dem Scheine des Lebens zu bedecken und dann flugs wieder auszulöschen, was sie Kleines gemalt hat. Fast alles, was in Palermo sonst von Bedeutung ist, führt den Geist ungewollt auf diesen Mittelpunkt zurück. Was diese Großen vollbracht haben, kündet die Geschichte; wie sie im Grabe ruhen, haben wir durch die Neu-



Sarkophag Kaiser Friedrichs II im Dom.

gierde späterer Geschlechter erfahren. Als man im 18. Jahrhundert die Kaisersärge öffnete, fand man die wohlerhaltene Leiche des großen Friedrich in arabische Krönungsgewänder gehüllt, auf dem Haupte die Kaiserkrone, auf dem Kissen den Reichsapfel und an der Seite das Schwert. Mit Hülfe der Zisa und der verfallenen Märchenpracht des Palazzo Ruffalo in Ravello über Amalfi (jetzt im Besitz des Engländer Reid) können wir uns auch von den Palästen, in denen sie Hof hielten, eine ungefähre Vorstellung machen. Die nächste Umgebung dieser Paläste, der Gürtel von duftenden Gärten, der sie umschloß, bietet der Phantasie schon ein schwierigeres Problem. Bei dem Lustschloß La Cuba, jetzt Kaserne vor der Porta Nuova, haben sich Trümmer eines jener großen Fischteiche erhalten, auf deren Anlage die Araber große Liebe verwandt haben, ebenso der Rohbau eines Gartenkiosks mit runder Kuppel, der jetzt auf wüstem Boden steht. Die Bäume und Pflanzen, die diesen Boden im holden Verein mit kühnenden Wasserkünsten und Teichen einst bedeckten, muß man sich anderweitig zusammensuchen, z. B. in den palmenreichen Anlagen des Giardino Inglese, unter den tiefschattenden Gummibäumen des Giardino Garibaldi mit ihren vielfach verästelten Stämmen und phantastisch herabhängenden Luftwurzeln, und last not least in der herrlichen Villa Tasca. Hier hängen schwere, blühende Efeufestons von Pinie zu Pinie, hier blühen die Rosenstöcke, hier rauschen wie Vorhänge von hellblauer Seide die breiten Gehänge der Bougainvillen nieder. Die symmetrisch verzweigten Araucarien, die in unserm Klima ein schmächtiges Topfpflanzendasein fristen, recken sich hier zur Höhe der gespreizten Cedern und werden selbst überboten von den schlanken Dattelpalmen, aus deren Kronen große, stahlblaue und orangegelbe Fruchtdolden hervorquellen. In kleineren Maßen folgen die Fächerpalmen, die saftgrünen Musen, das stachelige Yuccagestrüpp, die bläulichen Agaven und die mattgrünen Opuntien mit ihren zwei Fuß großen fleischigen Stachelltellern, die Blätter und Stamm zugleich bilden und an ihrem Rande gelbe Blüten und rothäutige Früchte, die sog. indischen Feigen, tragen. Daneben im Wasser säuseln die baumhohen, grün- und schwarzschäftigen Bambusstauden, und die in Schilfshöhe stehenden Papyrusstengel nicken mit ihren grünen Haarperücken weise hin und her, ihres gelehrten Berufes gedenk. Ohne Pinien und immergrüne Eichen, ohne das dunkle Bronzegrün spitzwipfliger Cypressen, vor denen die nelkenartige Oleanderblüte mit ihrem feinen Mandelduft steckt, würde man sich vollends in den Tropen wähnen. — Nur Weniges in Palermo gehört diesem Bannkreis nicht an. Trümmer eines anderen Weltalters sind die berühmten Metopen und wegen ihrer Farbspuren wertvollen Gebäckreste von Selinunt im Museum von Palermo, das den Mangel anderer Denkmäler ersten Ranges durch äußerst geschickte Arrangements und Interieurs, namentlich der beiden stimmungsvollen Renaissance-Kreuzgänge, vergessen macht. Man nimmt das Bild sorgfältig in sich auf und bewahrt es für später, ohne es mit den bisher gewonnenen Eindrücken zu verschmelzen.

Eine dritte Welt offenbaren die reizenden Stuckreliefs von Serpotta, denen man in Palermitaner Kirchen und vor allem in den Oratorien von Santa Cita und San Lorenzo begegnet. Man kann sie nicht umgehen, schon weil sie zu den wenigen Denkmälern einheimischer Kunst zählen. Palermo, das solange die maurischen Eindrücke weiter verarbeitet und nur vorübergehend der Spätgotik gehuldigt hat, als man in Florenz bereits zur Frührenaissance übergegangen war, hat erst in der Zeit des Zopfes diese anmutige Nachblüte der Spätrenaissance (oder besser des Barockstils) getrieben, die zwar nicht frei von Geziertheit, aber doch von liebenswürdiger Anmut ist und starkes Formtalent verrät. Spielereien, wie ein kleines Hochrelief der Schlacht von Lepanto mit ihren hundert ruderstarrenden, minutös ausgeführten Galeeren, mögen durch den Auftraggeber gesündigt sein, aber auch am Künstler fällt die Vorliebe für das Ornamentale auf Kosten der Komposition auf, — bekanntlich ein Hauptübel des Rokoko. So sitzt in Santa Cita eine Reihe von weiblichen Figuren (Tugenden) längs der Wände unter den hohen Fenstern, ohne jeden verbindenden Gedanken, — ein Pensionat hübscher Mädchen, die aus Laune sich jede in eine Fensterecke gehockt haben und schwatzen . . . . Am liebenswürdigsten sind die Putten, die sich ein Tuch über den Kopf ziehen oder es einem Löwen um den Hals binden. Höher steht das Oratorium von San Lorenzo. Die Darstellung des auf dem Rost bratenden Heiligen ist, wie bei Correggios Marterbildern, derart verniedlicht und verkünstelt, daß man das Abstoßende des Vorwurfs darüber vergißt. Überhaupt sind hier die Beziehungen der Figuren reicher und die Komposition der Wände ist besser. Die Gestalten der



Das Martyrium des heil. Laurentius von Giac. Serpotta im Oratorium von San Lorenzo.

Tugenden treten zwischen den Fenstern, die von Putten umschwebt sind, aus der Wand heraus und werden von diesen umringt. Zwei von ihnen heben einen kleinen Bettelmaß zur Gestalt der Clemosina empor. Andere drängen sich um die Caritas und wollen zu ihren bloßen Brüsten empor, während ein Ge-sättigter zufrieden von ihrem Arm heruntergleitet. Ein paar andere führen neben einem Fenster Reiterkunststücke auf, ein Dritter trägt eine halbverhüllte, kleine weibliche Putte im Arm, ein Vierter bläst Seifenblasen, ein Fünfter grinst unter einer phryngischen Mütze hervor, wie ein frecher neapolitanischer Straßenjunge. Unter den Fenstern werden in kleinen Reliefs heilige Vorgänge geschildert, d. h. möglichst von den Wandflächen abgedrängt und in ihrer Wirkung beeinträchtigt, während lebensgroße Putten von den Seiten hereinlauschen und schielen. So ist der Ernst des Christentums in ein heiteres Spiel aufgelöst, voller Freude am Mannigfaltigen — ein ebenso flaffender Gegensatz zu der starren Eintönigkeit antiker Daseinsbejahung, die nur wenige Hauptzüge und Farben ohne alle Zwischentöne aus dem unendlichen Reichtum der Welt stilisierend auswählt, wie zu dem mystischen Formenreichtum christlicher Überseinslichkeit — und doch verwandt mit beiden durch ihre Lebensfreude und bunte Fülle.

Rom. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

---

### Frage mich.

Mägdelein, der Äuglein zweie,  
Hell in deinem Köpflein steh'n.  
Eines, um mir nachzuschauen,  
Eines, in dein Herz zu seh'n.

Mägdelein, der Öhrlein zweie  
Steh'n als Horcher vor dem Haus.  
Eines nun vernimmt mein Liedchen —  
Ach, durchs andre fährt's hinaus.

Mägdelein, der Wangen zweie  
Zeichnen deines Köpfchens Rund — :  
Einsam klopft dein Herz im Busen,  
Und du hast nur einen Mund.

Einsam sehnt dein Herz im Busen;  
Wonach grämt und peinigt sich's?  
Wonach seufzt dein einsam Mündchen?  
Frage mich, vielleicht weiss ich's.

Jakob Schaffner, Basel.

---

### Aus der Natur.

**Morgen und Abendröte.** Die Abendröte, deren herrliches Farbenspiel das Auge des Naturfreundes so sehr entzückt, hat den Gelehrten schon gar vieles Kopfzerbrechen verursacht. Die Frage des Entstehens dieses Naturschauspiels und die weitere Frage, warum es nur morgens und abends, als Morgen- und Abendröte, auftritt, ist trotz vieler Versuche und theoretischer Erklärungen erst vor noch nicht allzulanger Zeit gelöst worden. Wenn wir uns nun über das Wesen der Abendröte klar werden wollen, so hilft uns hiezu am besten ein mit einfachen Mitteln anzustellender Versuch. Man nimmt einen großen runden Glaskolben und stellt ihn umgekehrt auf irgend ein passendes